

I. MAI 1913



Der Frühling ist wiedergekommen. Die Tage leuchten blau. Die schwärzesten Schloten segnet der neue Schimmer.

Aber seht ihr die drei auf offenem Vorstadtfeld? Ist der Frühling auch zu ihnen gekommen? Segnet auch sie der neue Schimmer?

Tief gebeugt schreitet das Weib. Nur die Verzweiflung läßt sie den Hunger vergessen. Tief gebeugt schreitet das Weib durch die Gegenwart.

Und das Kind schläft. Wenn es erwacht, findet es kein Glück in der Welt, wie sie ist. Wohl dem Kind, wenn es schläft!

Grollend schreitet der Arbeiter einher. Ohne ihn gäbe es kein Werk auf Erden. Aber man

vergift seiner auf Erden. Grollend schreitet der Arbeiter einher.

Der Frühling ist wiedergekommen? Die Tage leuchten blau? Die schwärzesten Schloten segnet der neue Schimmer?

Nein, Brüder und Schwestern, noch ist der Frühling nicht gekommen, noch leuchten die Tage nicht.

Die drei auf offenem Vorstadtfeld, sie kennen den Frühling nicht, sie kennen die Freude nicht, für sie ist die Welt lichtlos im Lenze, kalt in der Sonne.

Erst wenn die ihre Köpfe heben, erst wenn denen die Augen lachen, erst dann ist der Frühling wiedergekommen!



Der Proletarier

Er schreitet zwischen gold'nen Garben von Werten, die er rüstig schafft, und muß im Angesichte darben der vollen Speicher seiner Kraft. Nichts nennt er aus der frohen Fülle des Daseins, die er stündlich weckt, sein eigen als die karge Hülle, die seiner Notdurst Blöße deckt.

Wohl ringt auch er nach hohen Zielen und streckt die Hand nach einem Glück; doch nur mit Schründen und mit Schwielen gefüllt, holt er sie stets zurück. Des Lebens ungemess'ne Spenden sind ihm wie Wasser fortgerollt und haften blieb an seinen Händen kein and'res als der Sonne Gold.

So steht er abseits den Gelagen des Lebens als vergeb'ner Gast und nur im Kreise seiner Plagen wird ihm die heißersehnte Raft. Am Ende geht es aus den Schranken an nichts als nur an Hoffnung satt und weiß, wie wenig er zu danken und wieviel er zu fordern hat.

Karl Bröger

Das Lob des Krieges

Von Karl Leuthner

An unseren Grenzen hat der Sturm der Schlachten gewüthet, der junge lebensfrohe Menschen Tag um Tag in Haufen von Leichen und Bäche von Blut verwandelte.

Ueber verwüstete Dörfer, zertretene Aecker, brennende Städte gingen zerstörend seine Wirbel. Hier aber saßen hinter ihren Schreibtischen und standen auf ihren Rednerpulten die Lobsprecher des Krieges. Alle teuren und heiligen Namen riefen sie an, den Menschenmord zu preisen. Tapferkeit, Mannesmut, Aufopferung, erhabene Hingebung des einzelnen an das Ganze sollte

sich im letzten und wahren Sinne nur verwirklichen können, wenn die Geschütze dröhnen und Maschinengewehre, die Diebkannen des Teufels, Menschen mähen wie Wiesen gras.

Und wenn die Verklärung der Kriegsbilder nicht gefallen wollte, dem trug man die düsterfatalistische Lehre vor von der unveränderlichen Raubtiernatur des Menschen, die im Kriege unvermeidlich hervorbreche, wie der gezähmte Zirkuslöwe im aufstammenden Grimm den Wärter zerfleische und die Kage das Mauseln nicht lasse.

Aber die idealisierenden, wie die wissenschaftlich tuenden Rechtfertiger des Krieges zeigen leider eine gleiche Scheu, des Krieges wirkliche Wahrheit in lebensstreuem Zügen nachzuzeichnen.

Ihre Phrasen spekulieren auf den Volksschulpatritismus, der manchem sein Leben lang anhängt, oder auf die naturwissenschaftliche Halbbildung.

Eine einzige, mit erbarmungslosem Wirklichkeitsinn gezeichnete Gefechtszene, eine einzige Schilderung des Jammers der gequälten Kreatur, der sich hinter der kämpfenden Schlachtreihe in den Lazaretten ausbreitet, wirft all ihre schimmernden Phantastengebilde, all ihre falsche Wissenschaft zu Boden.

Sakurai ist der feurigste Lobredner des Krieges. Vor Port Arthur hat ihn eine russische Kugel eines Armes beraubt. Er klagt, nicht gewürdigt worden zu sein, für das Land der Kirschblüte zu sterben und den seligen Geistern der Helden sich anzureihen. Und Sakurai, der Preisfänger der Schlacht, schildert also einen Hohlweg, durch den der Sturm des Angriffes wiederholt ging: „Noch einmal mußten wir durch den höllischen Hohlweg. Wir schauten nach den Toten und Verwundeten im Dunkel der Nacht und fanden ihre Lage noch schlimmer und beklagenswerter als vorher. Diejenigen, die noch geatmet hatten, mußten unter den eisernen Rädern ihre letzten Seufzer tun, und die bereits Gestorbenen wurden in Stücke gerissen. Verschmetterte Knochen, zerrissenes Fleisch, fließendes Blut waren vermengt mit zerbrochenen

Schwertern und zersplitterten Gewehren. Gab es einen scheußlicheren Anblick? Und der Angriff ging über die Leiber der Kameraden. 'Tretet nicht auf die Körper', rief ich meinen Leuten zu, aber im gleichen Augenblick trat ich selbst einem auf die Brust."

Und ein Bild vom Verbandplatz: „Im Sommer, als ich an den Schlachten teilnahm, griffen ganze Schwärme von Fliegen die unglücklichen Kranken an, Würmer bildeten sich in Mund und Nase, und einige von ihnen konnten das Ungeziefer nicht einmal vertreiben, weil ihre Arme kraftlos waren."

Oder ein Bild aus der Schlacht: Sakurai liegt mit anderen Verwundeten auf dem Felde. Ueber ihnen plagen japanische Granaten und wühlen Staub und Blut zugleich auf. Beine, Hände, Hüfte werden in schwarze Stücke geschossen und fliegen umher. Sakurais Fleisch wird von kleinen Sprengstücken förmlich gestiebt. Sehnlich harrt er auf das Bollgeschöß, das seinen Leiden ein Ende bereiten wird. „Jeden Augenblick erwartete ich, von den hungrigen Hunden und Wölfen des Feldes gestreift zu werden; halb tot, halb lebendig, und dennoch unfähig, meinem Schicksal zu trotzen."

Schlagt welche Chronik des Krieges immer auf, wenn sie wahres ungeschminktes Erleben schildert, verkündet sie das gleiche.

Alle Leidenschaften der untermenschlichen Natur werden entfesselt, die Greuel der dunkelsten Jahrhunderte steigen aus den Gräbern der Vergangenheit auf. Der Mensch hat das Antlitz des Menschen verloren.

Wenn also der Krieg notwendig ist, warum nicht die Nichtstätte, auf der man dem Verbrecher das Fleisch mit glühenden Zangen vom Leibe riß? Noch vor 130 Jahren galt sie als unentbehrlich, Recht und Gerechtigkeit zu üben. Wir haben gelernt, ohne sie auszukommen. Und wenn der Krieg das Ideal höchster Menschenentfaltung ist, warum streben wir nicht zu den Zuständen zurück, wo er das Hauptgeschäft barbarischer Stämme und das blutende Haupt am Gürtel des Siegers die höchste Trophäe war, die menschliche Leistung lohnen und krönen konnte?

Erwachen

Von Hans Pilz

„Warum bist d' denn so still, Resi?" wendet sich Hellingner zu seiner Frau, die neben ihm einherschreitet, ihren Arm in seinen Arm geschoben, eng an ihn gedrückt.

Resi gibt keine Antwort. Sie hat die Frage gar nicht gehört. Ihre ganze Aufmerksamkeit gilt einzig und allein der Menschenmasse ringsum, die, einem dunklen Strome gleich, aus dem Prater flutet. Hellingner schaut verstohlen nach dem Antlitz seiner Frau. Auf ihren Wangen liegt eine dunkle Röte, wie er sie dort nie ruhen gesehen, aus ihren Augen strahlt ein Glanz, wie er ihn dort nie noch gewahrte.

„Warum bist d' denn so still?" fragt er ein zweitesmal.

Nun richtet sie die Augen zu ihm empor, aber sie spricht kein Wort, sondern weist nur mit einer vielsagenden Bewegung der rechten Hand, in der sie eine rote Nelke hält, auf den Menschenstrom; dann wandern ihre Blicke ringsherum und scheinen sich nicht trennen zu können von den dicht hinschießenden Gruppen und Reihen.

Hellingner schweigt. Aber er fühlt, wie eine unfäglich wohlthuende Wärme in seiner Brust aufsteigt. Eine große Freude durchzittert ihn. Abwechselnd weilen seine Augen bald auf den aus dem Prater heimwärts ziehenden Genossen und Genossinnen, bald auf dem besetzten Gesichte seiner Frau.

Aus einer Gruppe, die vor dem Paare zieht, dringt ein Lied, ein Proletarierlied, stürmisch, trotzig. Die Schritte aller, zu deren Ohren das Lied dringt, fügen sich in den Rhythmus des Marsches. Die Tritte hallen auf dem Pflaster, von allen Seiten mischen sich immer mehr und mehr Stimmen in den Gesang. Er tönt empor, schwillt immer mächtiger an:

„Mit uns das Volk, mit uns der Sieg!"

Hellingner singt mit. Resi, seine Frau, kann das Lied nicht, aber sie hält mit den andern gleichen Schritt. Hellingner sieht, wie ihr Rücken, den die Plage an der Nähmaschine gebeugt hat, sich strafft, er sieht ihren Kopf stolz emporgerichtet, in ihren Zügen herbe Strenge sich malen.

Die Stimmen verhallen, die zwei schreiten weiter inmitten der Menge.

„Was sagst d' denn jetzt, Resi?" fragt Hellingner lächelnd. „Tuat's d'r Iad, daß d' endlich amal mitgegangen bist? War s' schön, die Maifeier?"

„Schön — schön war s'!" dringt es ihr erregt aus dem Munde. „Schön — und — sie sucht nach einem Ausdruck, findet ihn aber nicht. „Viel mehr als schön war s'!" sagt sie dann.

Ein Weile ist sie still und nachdenklich, dann stupft sie ihren Mann mit dem Ellbogen in die Seite:

„Du!"

Er sieht fragend nach ihr, sie drückt ihr von Röte übergossenes Antlitz für einen Moment an seine Schulter und sagt leise:

„Jefas, war i dumm — so dumm — du wagt schon, was i man'!"

Ein fröhliches Lachen kommt von seinen Lippen:

„Halt ja, warst d' dumm, Resi, halt ja!" meint er und sie nickt kräftig dazu. „Aber damit is's jetzt aus, gelt ja?"

Prüfend und gütig sieht er ihr ins Gesicht, auf dem jetzt eine stille Ergriffenheit liegt.

„Wann i so denk'!" sinnt er. „Fünf Jahr is's her, daß i dir immer am ersten Mai zuag'redt hab', du sollst mit mir geh'n, nunter in'n Prater, zu die viel'n, viel'n Tausend, die wiss'n, was an' Arbeiter zuag'hört! Allerweil hast d' di g'sträubt dageg'n, nia hast das begreif'n woll'n, was der erste Mai für uns Großes bedeut'! Was hab' i da g'redt und wieder g'redt, aber es hat nix g'nugt. Du hast die 'gift' wie

net g'scheit, wannst seg'n hast müass'n, daß i mi net abhalt'n lass', mit meiner Organisation, mit die Tischler, in'n Prater nunterz'geh'n! Es hat m'r oft g'nua meh tan, wenn i gar nix geg'n dei Bockbanigkeit hab' ausricht'n können. Was d' nur immer g'jammert hast, wann i mi am erst'n Mai von d'r Arbeit frei hab' g'macht, nix hat's g'nugt, wann i dir immer und immer wieder vorg'sagt hab', was unser Maidemonstration für an hoh'n Zweck hat! — Heut' — heut' endlich hab' i di dazua 'bracht, daß d' mitgehst. Und nur widerwillig bist d' mit, ohne Freud', ohne —"

Nun läßt sie ihn nicht mehr weiter reden.

„Wirst du endlich stad sein!"

Und dann erzählt sie ihm (und ihre Wangen röten sich schön), wie sehr ihre erste Maidemonstration sie verwandelt habe. Wie sehr sie bereue, seinen Worten nicht schon in früheren Jahren Gehör geschenkt zu haben. Wie hat sie alles, was sie gesehen, im Innersten aufgerüttelt! Der Zug, der Zug, der gar kein Ende nehmen wollte! Die vielen, vielen Standarten! Die Fahnen! Die Freiheitsgefänge! Die Reden, die sie im Prater zu hören bekam! Die Begeisterung, die sie mit ansehen konnte, die auch sie erfaßte.

„I versteh' ja no viel net!" sagt sie einfach. „Aber das wagt i, daß i no' nia so glücklich aus'n Prater gangen bin, no nia!"

Wieder ertönt Gesang. Ein trotziges Marschlied, ein Kämpferlied.

Resi, die Erwachte, richtet ihren Schritt nach dem Takte. Begeisterung leuchtet aus ihren Augen. Wie sie so dahinschreitet, aufrecht, das Haupt zurückgeworfen, die Züge gehärtet von dem Ausdruck des Kämpfermutes, mit dem blühenden Maiazzeichen auf der Bluse, scheint sie größer geworden zu sein.

Hellingner faßt dankbar nach ihrer Hand, drückt sie an sich, senkt seinen glänzenden Blick in den ihren ...

Das Gesetz der Gleichheit

Von Edward Carpenter

„Du kannst das Gesetz der Gleichheit nicht für lange verletzen.
Was immer du dir jetzt aneignest von anderen, um das wirst du am Ende ärmer sein.
Was du jetzt gibst, das wird sicher zu dir zurückkommen.
Wenn du dich für besser hältst als die anderen, in dem Augenblick hast du deine eigene Minderwertigkeit verkündet.
Er, der allen dient und den meisten hilft, er wird ihr Herr und Meister.
Suche nicht dein eigenes Leben — denn das ist der Tod!
Suche, wie du am besten und freudigsten dein eigenes Leben hingeben kannst — und mit jedem Morgen wird neues Leben zu dir kommen über die Berge.“

Der Achtstundentag

Von Jules Guesde

Im Jahre 1894 wurde in der französischen Kammer ein sozialistischer Gesetzesentwurf von Jules Guesde, René Chauvin, Jourde, Baillant, Jaurès und Genossen eingebracht. Man forderte, daß allen Unternehmern, den privaten wie den öffentlichen Körperschaften untersagt werde, Arbeiter und Arbeiterinnen länger als acht Stunden in den Betrieben zu beschäftigen und die Dauer der Arbeitswoche in den Bergwerken, Fabriken, Werkstätten, Geschäften auf sechs Tage zu beschränken. Diesem Gesetzesentwurf wurde eine ausführliche Begründung von Jules Guesde beigegeben. Wir entnehmen ihr die nachstehenden Ausführungen:

Die Forderung des Achtstundentages, der wichtigsten Reform innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, entspricht ebenso sehr dem Interesse der Arbeiter wie der Gesellschaft. Für die Arbeiterklasse, mit Einschluß der Angestellten des Transportwesens und des Handels, der der männlichen wie der weiblichen, ist der Achtstundentag die Voraussetzung des Wohlbestehens, der Gesundheit, der Freiheit, des wirklichen menschlichen Lebens.

Wenn die Löhne heute sehr niedrig sind und immer weniger den Kosten der Lebenshaltung entsprechen, so ist dies eine Folge der Länge des Arbeitstages; bloß ein Teil der Lohnarbeiter findet Gelegenheit, sich stets beschäftigen zu lassen. Neben der werktätigen Arbeiterarmee steht eine Arbeiterreservearmee, deren Hunger ausgenützt wird gegen die in Arbeit stehenden Arbeiter, die gerade deswegen schlechter bezahlt werden, weil sie leicht ersetzt werden können. Die Verkürzung des Arbeitstages verringert die Reservearmee, die vom Hunger bestimmt wird, den Lohn zu drücken, weil sie eben ausgehungert ist. Die Verkürzung der Arbeitszeit bedeutet die Hebung des Preises der erzwungenen Arbeit, der unterworfen ist dem Gesetze der Preisbildung für alle Waren, die um so höher bezahlt werden, je seltener das Angebot und je größer die Nachfrage ist.

Je mehr die Zeit der Anwesenheit in der Werkstätte oder im Handelsgeschäft verkürzt wird, desto mehr vermindert sich die Gefahr der Krankheiten und der Unfälle, die mehr als zufällig verknüpft, aufs engste verbunden sind mit verschiedenen Berufen. Wieviel Vorsicht man auch anwendet, die Umwelt der Ausbeutung ist immer mörderisch, sei es durch das giftige Rohmaterial, mit dem man arbeitet, sei es durch

die dem Körper in unglückliche Stellung bringende Haltung, die oft nötig ist, sei es durch die ununterbrochene Wiederholung der gleichen Bewegungen, die der natürlichen Körperhaltung widerspricht. Die gleich unglücklichen Wirkungen erzeugt die Luft, die immer wieder eingeatmet wird. Häufig die Verletzungen der Glieder, die von der Nachbarschaft und der Berührung mit einer der gefährlichen Bewegungen des Mechanismus verursacht werden. Am ehesten haben die Arbeiter und Angestellten jeden Geschlechts und jeden Alters Aussicht, diesen zahlreichen Gefahren zu entgehen, wenn sie sich ihnen möglichst wenig aussetzen. Hier gilt das gleiche wie für die Mitglieder einer militärischen Truppe, für die die höchste Wahrscheinlichkeit gegeben ist mit dem Leben davonzukommen, wenn sie sich möglichst geringe Zeit unter dem Feuer des Feindes befindet. Erst dann, wenn die Lohnarbeiter nicht gezwungen sind, sich gegen das

einer Macht eingeräumt, als sie der provisorischsten Republik das Zwölftstundentagesgesetz entzissen. In England war es das Streben der Trades Unions, nach Maßgabe ihrer Entwicklung in der gleichen Richtung zu wirken. Die englischen Arbeiter setzten vor allem dank der Rivalität des agrarischen Adels und des industriellen Bürgeriums durch, daß die Arbeitszeit auf 53 und 55 Stunden in der Woche, auf meist weniger als neun Stunden im Tage, auf sechs Tage in der Woche beschränkt wurde. Seit den ersten Zusammenkünften der internationalen Arbeiter-Vereinigung ist das europäische Proletariat einhellig bemüht, als Ausgangspunkt seiner ganzen Befreiung den Achtstundentag zu fordern, der seit 1889 der Gegenstand einer Welt demonstration am ersten Mai jedes Jahres wurde.

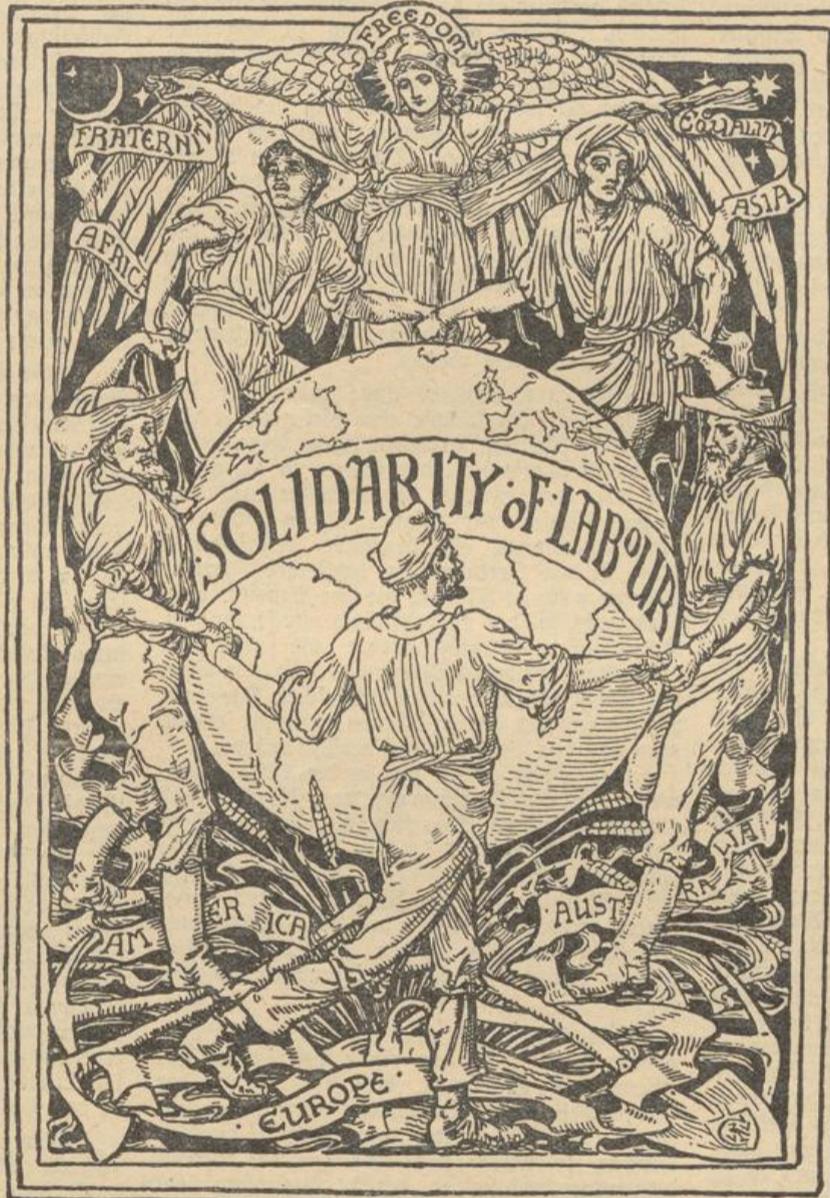
Das gesellschaftliche Interesse an der Verkürzung der Arbeitszeit ist nicht geringer und nicht weniger unzweifelhaft wie das Interesse der Arbeiter, wenn auch unsere bürgerliche Gesellschaft auf das eifrigste bemüht ist, die Verkürzung der Arbeitszeit den Proletariern zu mißgönnen. Der unbegrenzte Arbeitstag steht in Widerspruch mit der Anwendung und dem Ausgreifen der Maschinerie, er hat einen Zustand wirtschaftlicher Unordnung geschaffen, dem nichts vergleichbar ist außer der Verkümmern unserer Gattung.

Immer häufiger stellt sich auch eine Verstopfung des Marktes ein. Dies hält ungestüm die Arbeit auf und zieht Bankbrüche und Zerstörungen nach sich: Krisen der Ueberproduktion bei gleichzeitigem Mangel an allem. Der übergroße Mangel ist dann das die Lage kennzeichnende. Dann sehen wir, daß die Geburtenzahl abnimmt, daß die Körpergröße zurückgeht, daß die Kindersterblichkeit stärker ist als jemals vorher, Rachitis und andere Quellen eines fürchterlichen Bankrotts der Natur treten auf. Niemand kann diese Uebel bestreiten. So unverstänglich es im ersten Augenblick auch scheinen mag, man ist aufs eifrigste bemüht, das Heilmittel gegen diese schweren Schäden nicht kennen zu wollen, man hütet sich, es dort zu suchen, wo es ist: in der Begrenzung der Arbeitszeit, deren Ueberschreitung die Arbeiter selbst und mit ihnen die Zukunft ihrer Rasse zugrunde richtet. Deswegen verlangen wir die Einwirkung der Gesellschaft, das heißt ein Gesetz — die ganze Welt der Arbeit verlangt es mit uns — die Verkürzung der Arbeitszeit auf höchstens acht Stunden.

Warum dafür ein Gesetz? Warum gerade acht Stunden? Das gesellschaftliche oder gesellschaftliche Eingreifen ergibt sich aus vielen Ueberlegungen.

Vor allem ist es notwendig, daß eine Nation, die nicht Selbstmord begehen will, nicht den Schatz ihrer lebendigen Kräfte verschwenden und verschleudern lasse zum Vorteil einiger Privater.

Ein Volk ist tatsächlich doppelt in Mitleidenschaft gezogen, durch die Ueberarbeit, durch die seine produktive Klasse, die zahlreichste Klasse des Volkes, zugrunde gerichtet wird. Während sich die Lebenskraft der Arbeiterklasse erschöpft, sieht das Volk die Bürden wachsen, die ihm wegen der Vermehrung der Schwachen und Kranken auferlegt werden; immer mehr Spitäler, Invalidenheime, Wohltätigkeitsanstalten u. s. w. werden nötig. Die öffentlichen Gewalten haben zuerst das Zulassungsalter der Kinder in den Fabriken nach und nach in die Höhe setzen müssen, sie haben die Nachtarbeit der Frauen und ihre Arbeit unter der Erde verbieten müssen, sie müssen zum Nutzen der Gesamtheit die Arbeitszeit der Erwachsenen durch Gesetze einschneidend begrenzen.



Walter Crane:

Der Weltmat

bischen tägliche Brot der Warenerzeugung und der Gewinnsucht anderer ganz hinzugeben, haben sie Zeit zu eigener Verfügung und zum Vorteil der ihrigen, dann erst gewinnen sie Gelegenheit, sich zu bilden, zu wirken, Männer, Bürger, Familienväter und Mütter zu sein und sich an dem eigenen Dasein zu freuen. Man lebt, man kann erst geistig leben als Mitglied der Familie, als Angehöriger des Staates außerhalb der Betriebe, nachdem man eben aufgehört hat, eine Maschine oder ein Diener der Maschine zu sein.

All das haben die Arbeiter schon gefühlsmäßig begriffen, bevor ihr Klassenbewußtsein durch den Sozialismus erweckt, zu klarer Einsicht gekommen ist. Sobald die Arbeiter zur Wertung ihrer Kampfmittel, der politischen wie der wirtschaftlichen, gelangt sind, haben sie sich ihrer bedient, um den Arbeitstag zu begrenzen. Kaum hatte die Februarrevolution vom Jahre 1848 den Arbeitern Frankreichs den Schatten

Wozu durch ein Gesetz mit allgemeinem Charakter kann die Arbeit, zu der die Arbeiter gezwungen werden, verkürzt werden. Die Verkürzung der Arbeit kann man nicht an einzelnen Orten etwa durch menschlich fühlende Unternehmer herbeiführen, das würde nur zu ihrem Schaden und zum Vorteile ihrer Konkurrenten gereichen, bei denen weniger das Herz und mehr die Rücksicht auf ihre Kasse spricht. Sich auf den guten Willen und auf das Wohlwollen der Unternehmer verlassen, der öffentlich rechtlichen Regelung ausweichen, um mehr Muße und ein größeres Wohlbefinden Arbeitern und Arbeiterinnen zu sichern, das hieße der Raffsucht der schlechten Unternehmer tatsächlich eine Prämie setzen, hieße denen Vorteile zuschanzen, die nichts anderes wollen als sich hohen Gewinn sichern. Wir wollen deshalb gesetzlich festgelegt haben, daß der Arbeitstag acht Stunden nicht überschreiten darf. Wir wollen dies, weil die acht Stunden ein Höchstmaß sind, bei dessen Ueberschreitung der Mensch sich verbraucht, oder seinem Leben ein Ende setzt. Ein interessantes Beispiel hierfür hat eine Omnibusgesellschaft geliefert, die sich hütete, mehr als acht Arbeitsstunden ihren Pferden zuzumuten, weil das Vieh, freilich nicht der Mensch, ein Kapital für den Unternehmer repräsentiert, mit dem man sparsam und vorsichtig umgehen muß.

Wir wollen den Arbeitstag auf acht Stunden begrenzen, weil das für den menschlichen Organismus notwendig ist, weil der Zustand unsrer nicht lebendigen Produktionskräfte diese Verkürzung der Arbeitszeit nur in hohem Maße erleichtert. Das menschliche Genie hat der Natur ihre Geheimnisse entrissen, es hat sie mehr und mehr gebändigt und sie in ihren Dienst gestellt. Dank der Fortschritte der Physik und der Chemie verfügen wir heute mit den Dampfmaschinen, den hydraulischen Maschinen, wie mit der Elektrizität über eine so ungeheure Menge von Arbeitskräften aus Eisen und Stahl, daß, wenn alle Arbeiter aus Fleisch und Knochen nur acht Stunden beschäftigt werden, die Produktion weit entfernt sich zu mindern, erheblich größer sein würde wie die Produktion vor diesen Erfindungen.

Schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die Dampfkraft kaum angewandt wurde, konnte Benjamin Franklin der Meinung Ausdruck geben, daß nicht acht Stunden, daß schon vier Stunden für jeden Mann reichlich genügen würden, um die Bedürfnisse aller zu befriedigen. Ein englischer Statistiker, William Heyle, hat berechnet, daß $1\frac{1}{4}$ Stunden Arbeit hierzu vollständig genügen würden; er meinte, daß für die Arbeitszeit eine halbe Stunde, für die Kleidung eine Viertelstunde, für die Wohnung, den Unterricht und die übrigen Bedürfnisse eine halbe Stunde Arbeitszeit zur Bestreitung unsrer notwendigen Bedürfnisse vollständig ausreichen würden. Und Henry de Beaumont hat schon vor einem Vierteljahrhundert auf Grund der damaligen Entwicklung der Maschinerie in den Vereinigten Staaten behauptet, daß die Arbeit von sieben Menschen genügt, um das Getreide zu bauen, zu mähen, es zu Mehl und dann weiter zu Brotteig zu verwandeln, und es zu backen, um Tausend Menschen damit zu ernähren. Wenn die Arbeit von sieben Menschen genügt, um tausend zu nähren, dann genügen elf Minuten im Tage oder in 24 Stunden, um sich die erforderliche Nahrung zu verschaffen.

Um die Notwendigkeit eines Arbeitstages von höchstens acht Stunden zu erweisen, genügt es, auf die Arbeitslosigkeit, auf die toten Geschäftszeiten, die man fast in allen Zweigen der Industrie beobachtet, hinzuweisen. Ihre Dauer und ihre Stärke werden sich nur noch vermehren mit der Verbreitung und der Vervollkommnung der Werkzeuge und der Maschinerie. Wie ganz anders könnte die Arbeitszeit sein, wenn die faktisch ausgelobte Zeit auf alle Arbeiter und auf das ganze Jahr gleichmäßig verteilt würde.

Der Einwand ist auch durchaus falsch, daß die Verminderung der Arbeitszeit um ein Viertel oder ein Fünftel eine entsprechende Verminderung der Produktivität der Arbeit zur Folge hat. Alle Erfahrungen, und die sind sehr

zahlreich und sie erstrecken sich auf dreiviertel Jahrhunderte, beweisen das Gegenteil. Bei der Verminderung der Arbeitszeit in England von 12 auf 11 Stunden in zwei Webereien von Preston im Jahre 1844 kam man zur gleichen Menge des Produktes. Diese Erfahrung ergab sich in vielen anderen uns überlieferten Fällen. Und die Herren Mather und Bratt in Salford haben die Arbeitszeit von 8 Stunden 50 Minuten auf acht Stunden verkürzt, ohne daß das Produktionsergebnis geringer geworden ist. Die Menschen sind eben keine automatische Maschine, die Muskel, das Auge, das Gehirn ermüden und von einer bestimmten Grenze ab sieht man die Stärke der menschlichen Arbeit sich vermindern gerade wegen der Länge der Arbeitszeit. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß eine plötzliche Verminderung der Arbeitszeit von zwölf auf elf und acht Stunden keinen Produktionsausfall herbeiführen würde. Aber der Unterschied der Produktion wäre erheblich geringer als der Unterschied der Arbeitsstunden. Ja, wir gestehen ruhig zu, daß diese tatsächliche Verminderung der Arbeitsleistung allen Wünschen der Sozialisten entspricht. Sie bedeutet für uns eine Vermehrung der beschäftigten Arbeiter. Wir können diejenigen in den Betrieben unterbringen, die mit leeren Magen vergeblich auf Eingang harrten. Vermindern wir, wenn wir es nicht vollständig aufhören lassen können, das jetzt wachsende Reservoir der vor Hunger Sterbenden, die dazu dienen, das in Arbeit stehende Proletariat auszuhungern und hinunterzudrücken. Das ist einer der Zwecke, jedenfalls nicht der geringste bei der Forderung, die wir durchsetzen wollen.

Aber man erwidert uns: wenn ihr den Unternehmer verpflichtet, eine viel größere Anzahl von Arbeitern zu beschäftigen, dann treibt ihr die Verkaufspreise der Waren in die Höhe. Da aber der Arbeiter Verbraucher und deswegen Käufer der Waren ist, so würde er nichts gewinnen als bezahlter Lohnarbeiter. Das ist ein Irrtum, ein dreifacher Irrtum! Erstens gibt es Waren, die der Arbeiter nicht verbraucht, so zum Beispiel Seidenstoffe, Spitzen, Kristallgläser, es gibt andere, die nicht der Gegenstand privaten Verbrauchs sind, wie Eisen und Stahl, Gußwaren und dergleichen. Die einen wie die anderen Waren können im Preise steigen, ohne daß das Volk dadurch berührt würde.

Der Preis kann nur in die Höhe gehen, wenn sich die Beziehungen von Angebot und Nachfrage ändern. Das sieht man bei den Sackkosten der Zeitungen, bei der Fabrikation von Zigarren und Streichhölzern, bei dem Dienste der Eisenbahnen, die Zeitungen sind nicht teurer geworden, und in den veränderten Arbeitsbedingungen haben sich keine zwingenden Gründe für Preissteigerungen ableiten lassen.

Die industrielle und kommerzielle Handarbeit bildet eben nur einen Teil der Kosten. Wenn wir annehmen, daß die Kosten der Mehrarbeit bei der Einführung des Achtstundentages um ein Siebentel oder ein Achtel wachsen würden, so würde nur der Teil des Preises dementsprechend steigen, der in Beziehung steht zu dem Lohn. Es gilt die gesteigerten Kosten der Produktion auf die Unternehmer zu überwälzen. Die Verkürzung der Arbeitszeit auf acht Stunden würde für einige Zeit, bis die maschinelle Einrichtung vervollkommt, automatisiert wird, eine Verminderung der Abgaben und der Rente sein, die das Proletariat den Besitzern der Produktionsmittel zahlt. Das ist zur gleichen Zeit der Grund, warum der Achtstundentag an der Spitze der sozialistischen Forderungen steht, und warum er seit Jahren den stärksten Widerstand des Unternehmenseudalismus findet. Dieser gesteht natürlich nicht ein, daß es sich bei seinem Widerstande lediglich um selbstsüchtige Interessen handelt, um seine Sorge, die Kasse zu füllen, koste es was es kosten mag. Er verbirgt seinen Klassenegoismus hinter allen möglichen kleinen Vorwänden, von denen einer betrügerischer ist wie der andere.

Man beschuldigt die Arbeiter, daß sie eine vollständige Gleichheit und Einheitlichkeit des

Arbeitstages herbeiführen wollen, ohne zwischen den verschiedenen Arten der Arbeiten zu unterscheiden, von denen die eine peinlicher und todbringender, die andere gesünder oder angenehmer ist. Die diese Einwände machen, glauben übersehen zu können, daß der Achtstundentag für uns eine äußerste Grenze bedeutet, unter die man nicht gehen muß, um die Arbeitszeit je nach der Natur der Arbeit verschiedenartig zu gestalten. Wir verlangen ein Höchstmaß; der Achtstundentag soll nichts anderes sein als ein Höchstmaß, das das Gesetz aussprechen soll. In dieser Begrenzung wird es dann notwendig sein, die einzelnen Berufsarten entsprechend ihrer Vorzüge und Gefahren hinsichtlich der zulässigen Dauer der Arbeitszeit zu gruppieren, manche mit sieben, manche mit sechs Stunden, manche mit noch kürzerer Arbeitsdauer.

Man hat uns auch den Vorwurf gemacht, daß wir die Lohnarbeiter bei der Regelung der Arbeitszeit nicht nach ihrer körperlichen Beschäftigung und nach der Größe der Familie unterscheiden. Dieser Einwand ist um so unberechtigter, als die durch die Maschinen bestimmte Industrie unserer Tage, in der der Mensch nur ein kleines Rädchen, nur ein Stückerchen der ganzen Maschinerie ist, in keiner Weise die körperliche Ungleichheit oder die Familienverhältnisse der Arbeiter berücksichtigt. Man weiß, daß selbst dort, wo das Gesetz derartige Unterschiede beachtet wissen will, so bei der Festsetzung der Arbeitszeit von Kindern, Frauen und Männern, selbst diese einfachen Bestimmungen nicht genau beachtet werden.

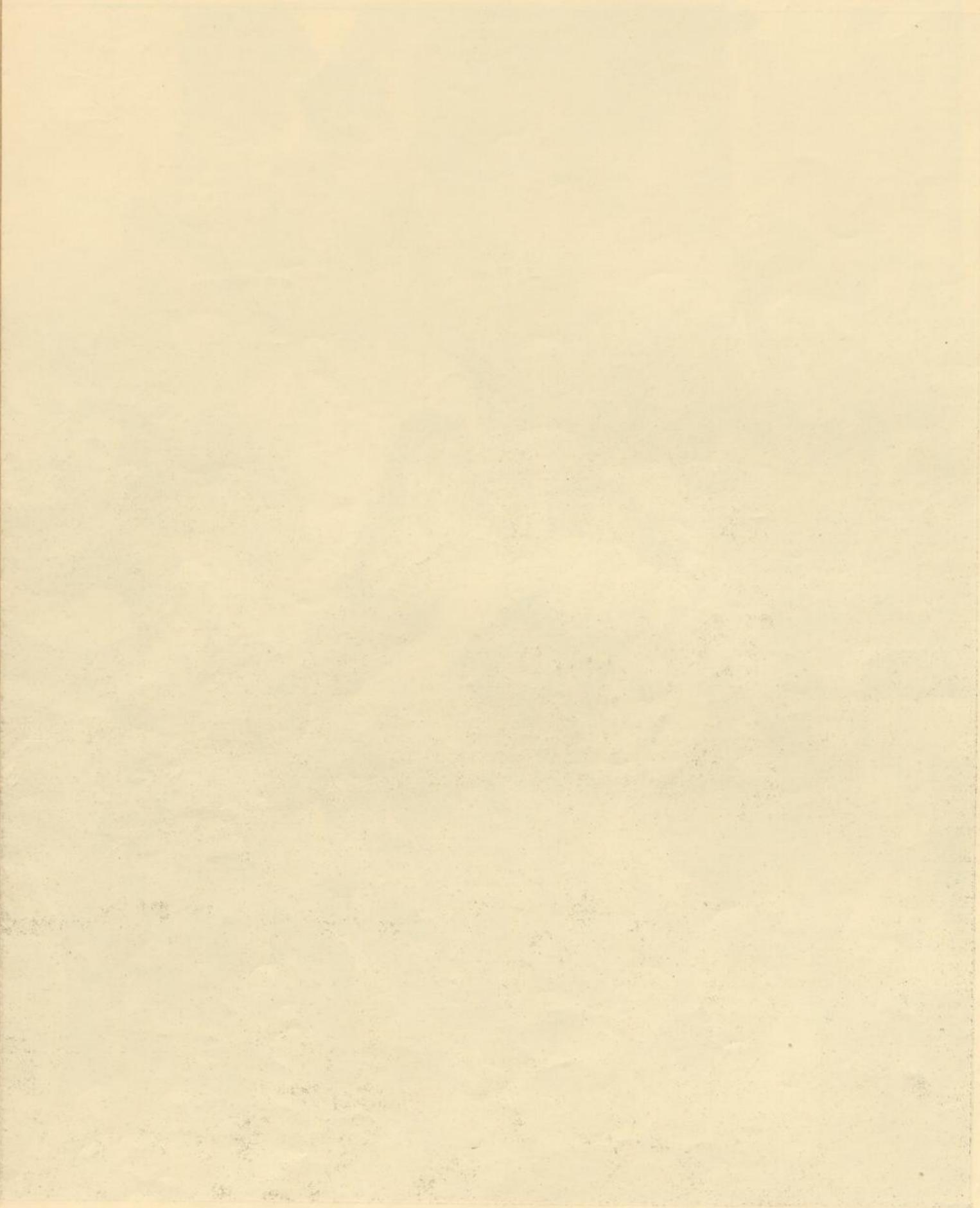
Man wendet gegen die Forderung des Achtstundentages auch ein, daß sie der Freiheit der Arbeiter widerstreite. Die Freiheit würde nur bedeuten, daß der Unternehmer die Freiheit ausnützen dürfte, um die Arbeiter 12, 13, auch 14 Stunden zu beschäftigen. Die Freiheit würde dazu führen, daß man zweimal 8 Stunden arbeiten würde. Wie man einmal dazu gekommen ist, zu verbieten, daß ein Mensch an sein Ebenbild für immer verkauft werden darf, so müssen auch diese Freiheiten des Unternehmertums eingeengt werden, die dem Unternehmer ermöglichen sollen, die Arbeiter länger als acht Stunden zu beschäftigen. Es handelt sich bei unserer Forderung nicht um eine Sicherung der Freiheit, sondern um eine Begrenzung der Sklaverei. Die einzige Freiheit, die man will, ist die Freiheit der Kapitalisten, um nicht zu sagen der Sklavhalter. Diese Freiheit wollen wir vernichten. Ich will an einen Ausspruch von John Lemoine erinnern, der als Senator und als Mitglied der französischen Akademie gestorben ist: „Wie alle großen Probleme der Welt, so wird auch das der Sklaverei, von denen das Lohnproletariat nach Chateaubriand nur die letzte Form ist, ganz bestimmt durch Feuer und Eisen vernichtet werden. Und Spartakus wird sein Recht sich schaffen im Staube und im Feuer der Schlachten. Das ist der Preis aller großen Neuerungen.“

Wer nicht will, daß sich die Arbeiter dieses einfache Recht im Kampfe nehmen, der soll dafür sorgen, daß in der bürgerlichen Gesellschaft der Achtstundentag zum Gesetze werde. Dieser Achtstundentag wird dem Proletariat ermöglichen, im Kreise seiner Familie zu leben, seine geistigen Fähigkeiten zu entwickeln, den Verpflichtungen seiner Klasse und der ganzen Menschheit gegenüber zu genügen. Die geschichtliche Aufgabe des Proletariats ist, sich zu befreien, indem es andere freimacht.

Lied in der Großstadt

Herz, lach der Not und Müh'n!
Halt dir nur wach dein tiefes Glüh'n
Und deine Kraft zur Wonne!
Auch über Schlot und Großstadtdach
Zieh'n Sturm und Sonne!

Josef Quitpold

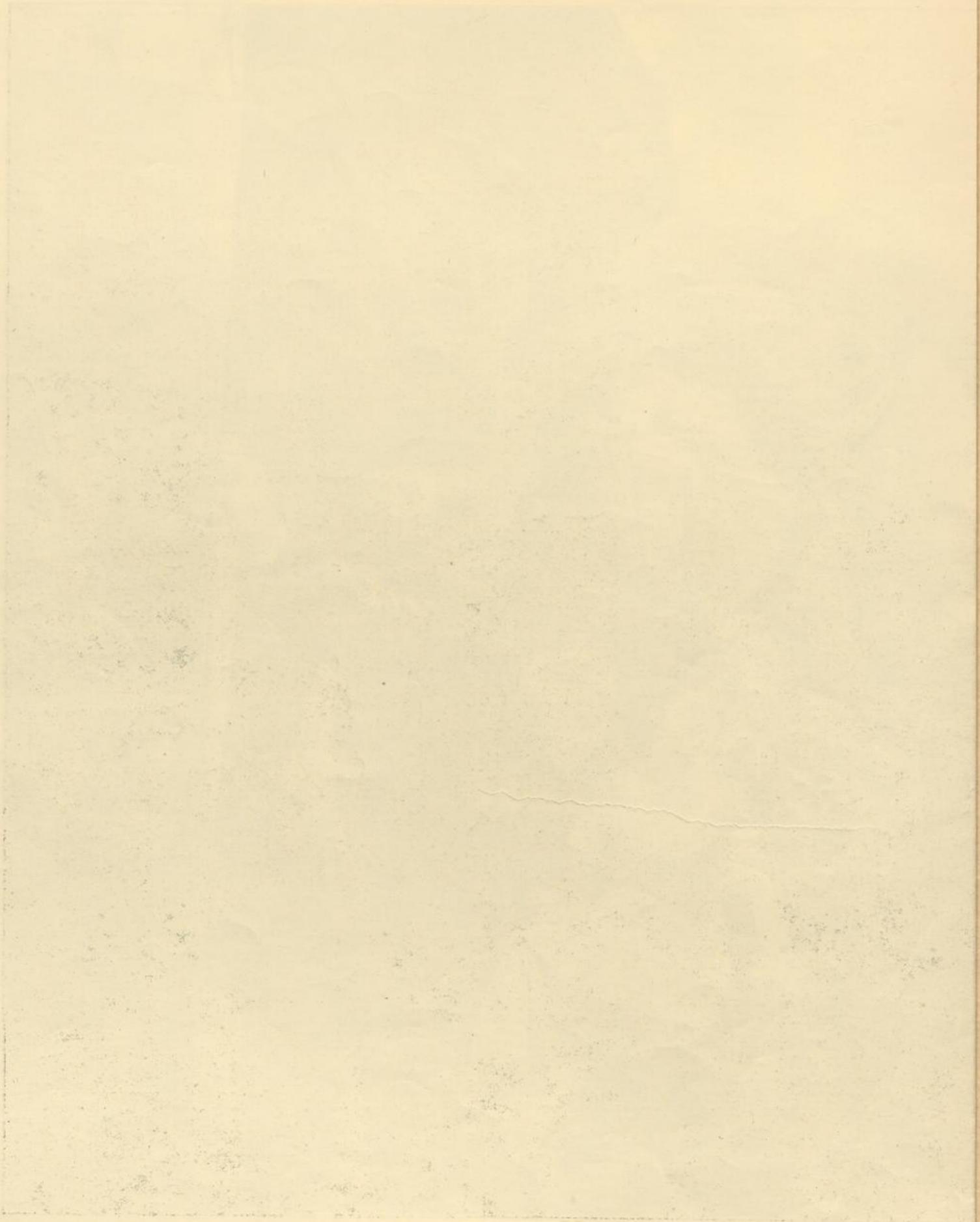




Beilage zur „Malleschreife“ 1913

Die Arbeit und der Frieden

Nach dem Gemälde von H. G. Jentsch



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

1968

Jugend und Sozialismus

Von Robert Danneberg

„Welch ein Unterschied zwischen einst und jetzt! Welche Begeisterung erfüllte in den Anfangszeiten unserer Bewegung alle Genossen! Wie nüchtern und kühl sind die Leute in der Gegenwart!“ So hört man oft alte Genossen klagen. Viele meinen auch, der Partei müsse die Gewinnung der Jugend schwer fallen, weil wir zu ihr nicht so reden können wie etwa die Nationalisten, weil wir die jungen Leute bei ihrem Gemüt nicht so zu packen, ihre Begeisterung nicht zu entflammen verstehen, denn wir vertreten eine ernste nüchterne Sache. Mancher meint gar noch immer, die jungen Leute seien gar nicht reif, den Sozialismus zu begreifen und es sei Zeit, sich mit ihnen zu beschäftigen, bis sie herangewachsen sind. Dem widerstreitet allerdings schon die Notwendigkeit des gewerkschaftlichen Kampfes. Je mehr junge Arbeiter der Kapitalismus in die Fabriken zieht, umso bedeutsamer fallen sie schon ihrer Zahl nach bei Lohnkämpfen ins Gewicht. Und rings locken bürgerliche Vereine aller Art, die nur zu bald das Herz des jungen Arbeiters betören können, ihn unversehens zum Feinde seiner Klasse machen. Das zwingt uns, den Kampf um die Arbeiterjugend zu führen, die Saat des Sozialismus in die jungen Herzen und Hirne zu pflanzen. Und es müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, wollte uns das nicht gelingen. Wir müssen es nur richtig anpacken.

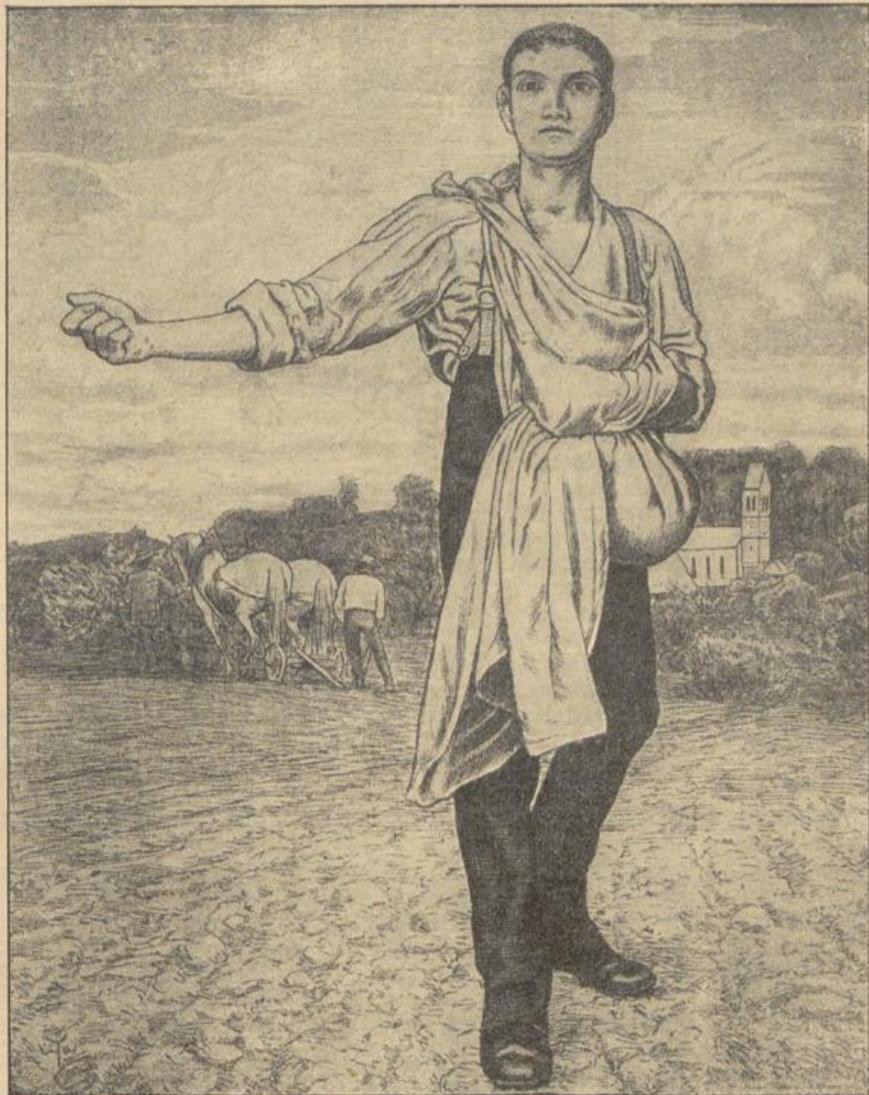
„Die Jugend ist zu allen Zeiten das Alter der Uneigennützigkeit, der Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit gewesen und wird es bleiben!“ So kennzeichnete sie Lassalle. Braucht die proletarische Bewegung nicht gerade diese Tugenden in ihrem Ringen um die Gestaltung des Schicksals der Völker? Ist der Sozialismus nicht fähig, die Jugend zur Uebung dieser Tugenden zu entflammen? Gewiß, das Flitterwerk, den Tand der bürgerlichen Vereine, der das Auge blendet, können und wollen wir den jungen Leuten nicht bieten. Im Gegenteil! Wir sagen ihnen mit Lassalle, daß ihnen „die müßigen Zerstreungen der Gedankenlosen“, „der harmlose Leichtsinns der Unbedeutenden“ nicht ziemen. Aber wir vermögen ein Ideal in die jungen Herzen zu pflanzen wie niemand sonst. Der Sozialismus ist eine Wissenschaft und spricht zum Verstand. Er fordert Denkfähigkeit und den Willen zum Denken. Er predigt Einsicht, Nüchternheit. Der Nationalismus unserer Nationalisten will das Denken unterdrücken, die Einsicht sperren; er gedeiht nicht durch Vermittlung von Kenntnissen, sondern von Vorurteilen; er appelliert nicht an die Vernunft, sondern benebelt sie, um seine Opfer dann besser leiten zu können.

Die Arbeiterbewegung braucht ernste Menschen, die bei der Sache sind, kühl abwägen und nüchtern wirken, den Bau der Organisation mühevoll aufzurichten. Die anderen müssen den Ernst unterdrücken; sie sind nicht bestrebt, dem Arbeiter die Sorgen zu erklären und ihm den Weg zur Beseitigung ihrer Ursachen zu zeigen, sondern sie ihn vergessen zu machen, daß er im Sonntagsrausch nicht an die grauen Wochentage denke.

Sozialdemokrat sein, heißt: Zur richtigen Erkenntnis vom Wesen der heutigen Wirtschaftsordnung gekommen sein. Es heißt aber auch: ein Kämpfer für eine neue, für die sozialistische Ordnung zu sein. Wo lassen sich eher Kämpfer werben als unter der Jugend, die den Kampf liebt? Wird die Jugend nur erst zum

Verständnis des sozialistischen Kampfes gebracht, dann muß er sie weit großartiger dünken als jeder andere, der bis dahin ihr Herz erfüllt hat. In der Tat hat der Befreiungskampf der Arbeiterklasse ein weit erhabeneres Ziel als jeder andere. Das Ringen, dessen Ziel nicht kleiner und kleinlicher Zank gesteckt hat, das nicht ein Kampf mit den bösen Nachbarn ist, vielmehr ein Krieg um die Befreiung der ganzen Menschheit, muß die Begeisterung weit mehr entzünden als ein Sprachenstreit. Es muß nur eben richtig erfaßt werden. Mit wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, mit mathematischen Formeln werden wir den Sinn der Jugend nicht auf unsere Sache lenken. Wir müssen zunächst die Herzen der jungen Generation erobern und dann erst in die Hirne eindringen. Und wahrlich! Der Sozialismus vermag beides.

Er stellt fest, was ist. Er zeigt, wie das Verhältnis des beziglosen Lohnarbeiters zum



Hans Thoma:

Kapitalisten beschaffen ist. Aber ist das nicht eine Erkenntnis, die nur erfaßt zu werden braucht, um auch Empörung zu wecken? Der Sozialismus schildert uns die Folgen der Tatsache, daß Kapitalisten und Proletarier mit verschiedenen Interessen einander gegenüberstehen. Aber diese Erkenntnis wirkt nicht bloß belehrend; sie packt, sie erschüttert, sie weckt Leid und Trost, sie reizt auf. Der Sozialismus hat nichts mit empfindsamer Leute Wehklagen über die schlechte Welt gemein. Er hat die Begriffe von Gut und Böse ausgeschaltet und zeigt uns Reichtum und Armut als die Folgen ein und derselben Entwicklung, läßt uns erkennen, daß die Gestaltung des Schicksals der Klassen von Machtfragen abhängig ist. Wenn er den Altweibertrost abtut, daß es Arme und Reiche immer gegeben habe und darum auch immer geben werde und aufzeigt, daß unter gewissen Voraussetzungen die Enterbten ihren Teil an den Gütern dieser Welt erlangen können: stärkt das nicht den Willen und wärmt das nicht die Herzen, löst es nicht Begeisterung aus?

Freilich, an die Phantasie wendet sich der heutige Sozialismus nicht in dem Maße wie einst. Er entwirft nicht genaue Pläne einer künftigen Gesellschaftsordnung. Aber der Kampf, zu dem er mahnt, eröffnet dem jugendlichen Orange reiche Möglichkeiten, weckt die besten Eigenschaften, Solidarität und Disziplin. Im „Grundstein“, dem reichsdeutschen Maurerblatt, war vor einiger Zeit folgende Geschichte zu lesen: Der Polier auf einem Fabriksbau in Düsseldorf forderte von einem Jugendlichen, daß er mit einem Rabe eine Flasche Soda hole. Als der Junge dagegen Einwendungen machte, wurde er kurzerhand entlassen. Die Maurer und Hilfsarbeiter verweigerten daraufhin die Arbeit mit dem Erfolg, daß der junge Arbeiter wieder eingestellt wurde.

Der Lehrling, der das erlebt hat, geht unserer Sache wohl nie mehr verloren. Er hat anschaulich gesehen, er hat erlebt, was die Arbeiterbewegung ist. Die Jugend muß anders behandelt werden, wie die Alten. Das Beispiel wirkt stärker als nüchterne Rechnung. Der ältere Arbeiter wird der Gewerkschaft eher beitreten, wenn man ihm vorrechnet, welchen Nutzen ihm das bringt. Den jungen Arbeiter treibt eher ein Ereignis dazu, das zum Herzen geht. Die Empfindung des Unrechts packt ihn stärker. Im großen Kampfe der Arbeiterklasse sind alle Tugenden vonnöten: die Nüchternheit und klares Denken der gereiften Kämpfer nicht minder als die Begeisterungsfähigkeit und das stürmische Pochen der Jungen.

Am Maitag kann dem jungen Arbeiter so recht deutlich werden, was die proletarische Bewegung ist. Den Sinn des Festtages dem jungen Arbeiter begreiflich machen, heißt ihn zum Mitstreiter gewinnen. Aus der eindrucksvollen Kundgebung, die ein Gradmesser der Macht ist, welche die Arbeiterklasse bereits erobert hat, sollen der junge Arbeiter und die junge Arbeiterin lernen, ihre Aufgabe zu erfassen, ihren richtigen Platz einzunehmen.

Schon heute bilden die Jungen in der roten Armee stattliche Korps, die Hoffnung unserer Zukunft. Aber große Scharen stehen noch im Lager der Feinde, irregeleitet und mißbraucht. Daß sie den Weg in die Heimat, in das Lager ihrer Klasse finden, muß der Alten Sorge sein. Je stärker die Jugend bei uns vertreten ist, mit desto größerer Zuversicht vermögen wir in die Zukunft zu blicken, desto stolzer feiern wir den Ersten Mai. Und wird sich dereinst die ganze Arbeiterjugend um die rote Fahne scharen, dann wird der Arbeit heiliger Krieg entschieden sein.

Der Säemann

Der Grubenarbeiter

Wenn mein Fäustel in die Felsnacht dringt
Und die Flamme aus der Tiefe sprengt,
Hört mein Herz, wie ernst die Erde singt,
Meine Erde, die das Brot mir schenkt:

„Heller, Bruder, meine Dunkelheit
Hält die Kohle, die dein Arm befreit,
Die mit ihrer frohen Blut und Kraft
Licht und Wärme deinem Leben schafft.

Sinnbild deines Daseins ist mein Schacht,
Denn auch du bist Fels und schwere Nacht,
Die in ihrem tiefen Dunkel hält
Licht und Wärme für die neue Welt.“

Alfons Pöggold

Der 1. Mai und die Frauen

Von Adelheid Popp

Mehr als zwei Jahrzehnte sind verfloßen, seit zum erstenmal die Botschaft vom achtstündigen Arbeitstag Verwunderung, Staunen und Sehnsucht hervorgerufen. Nur acht Stunden Arbeit im Tage! Wie ein Märchen klang es allen, die gewohnt waren, 11, 12, 14 und mehr Stunden im Tage zu arbeiten. Die Maienbotschaft war aber kein Märchen. Noch ist sie nicht für alle Wirklichkeit geworden, aber die industrielle Arbeiterschaft hat den Zehnstundentag als unantastbaren Besitz errungen und Zehntausende arbeiten neun Stunden und Tausende nur acht Stunden im Tage.

Die Frauen, die die Ungläubigsten von allen waren, nehmen an diesen Errungenschaften teil. Aber es ist nur eine kleine Zahl aus dem großen Heer der Arbeiterinnen, für die das, was der internationale Sozialistenkongress zu Paris proklamiert hat, erfüllt ist. Nur eine kleine Zahl, und doch bedürfen die Arbeiterinnen der Herabsetzung des Arbeitstages am dringendsten. Ist der lange Arbeitstag, der elfstündige, wie ihn das Gesetz gestattet, für die Männer eine übermäßige Auszehrung ihrer Arbeitskraft, so ist er für die Frauen direkt eine Qual. Der Arbeiter nährt sich oft schlecht, sein Lohn erlaubt ihm nicht, seinem Körper vollen Ersatz für die verbrauchte Kraft zu leisten, die Arbeiterin ist immer unterernährt. Sitte, Gewohnheit und karger Lohn bringen das mit sich. Das Weib ist bedürfnislos, sagt man, und die Arbeiterinnen nehmen sich das zur Richtschnur. Sie gewöhnen ihren Organismus an ein Minus von Nahrung, an unzureichende und billige Nahrung. Der Frauenorganismus benötigt nicht viel — sagt man. Da die Arbeiterinnen nicht viel Nahrung beanspruchen, und da sie andere Bedürfnisse als nicht geziemend unterdrücken, genügt ihnen auch ein geringerer Lohn.

Die nach höherem Lohn strebenden Männer haben immer das billigere weibliche Arbeitsheer im Rücken. So zieht ein Uebel das andere nach sich. Geringer Lohn, mangelhafte Ernährung und lange Arbeitszeit verwüsten den weiblichen Organismus, machen ihn gar oft unfähig, gesunde, lebensfähige Kinder zu gebären. Die kaum geborenen Geschöpfe werden alsbald der Erde

übergeben, „zu Gott gerufen“, wie eine fromme Phantasie das bezeichnet.

Oesterreich aber tut nichts, um die Arbeitszeit gesetzlich zu verkürzen und damit der Verwüstung von Gesundheit und Leben entgegenzuwirken. Andere Länder, wir nennen nur die großen, England, Frankreich und Deutschland, haben für Arbeiterinnen den gesetzlichen Zehnstundentag eingeführt, in Oesterreich beträgt er elf. An den Stätten, wo die Heimarbeit wohnt, ist er unbeschränkt. Was in Oesterreich an Verkürzung der Arbeitszeit durchgeführt ist, wird nicht staatlicher Fürsorge, nicht der Weisheit der Regierungen, nicht der sozialpolitischen Einsicht der Gesetzgebung verdankt, sondern einzig der Organisation. Die Proklamierung des 1. Mai als Arbeiterfeiertag aber war es, die der Arbeiterin Oesterreichs gelehrt hat, welchen unschätzbaren Wert die Verkürzung der Arbeitszeit besitzt. Für die Arbeiterinnen erstieht an jedem 1. Mai aufs neue die Pflicht, den Wert des Achtstundentages zu begreifen, für ihn unter ihren Arbeitskolleginnen Propaganda zu machen.

Denn die Arbeiterin ist auch Mutter. Mit ihrem Herzblut nährt sie ein neues Wesen. Wie früher die männlichen Arbeiter am 1. Mai neben der Forderung nach dem Achtstundentag die Forderung nach dem allgemeinen Wahlrecht erhoben haben, so hat auch die Arbeiterin diese Forderung zu erheben.

Ein neues Wort beherrscht die Welt, das man zur Zeit des Pariser Kongresses noch nicht gekannt hat: Mutterschutz. In allen Ländern, wo man die Frauenarbeit kennt, kennt man auch die Mutterschutzbewegung. Am stärksten in Deutschland, wo sie ihre größten Erfolge zu verzeichnen hat. Vieles hat die Privatinitiative getan. 1911 aber hat auch die Reichsgesetzgebung diesen Forderungen Rechnung getragen. Acht Wochen, so verlangt die Reichsversicherungsordnung, müssen Arbeiterinnen, die ein Kind geboren haben, von jeder Erwerbsarbeit befreit sein. Von den acht Wochen können zwei Wochen auf die Zeit vor der Geburt entfallen.

Auch die Schweiz verfügt, daß Wöchnerinnen während sechs Wochen nach der Geburt das Krankengeld zu bekommen haben. Der Staat leistet den Krankenkassen einen Zuschuß von 20 Frcs. für jede Wöchnerin. Stellt die Mutter das Kind über sechs Wochen, so bekommt

sie eine Prämie von 20 Frcs., die der Staat den Kassen vergilt.

Ungarn gewährt den Arbeiterinnen wenigstens sechs und höchstens acht Wochen Krankengeld. Verschiedene Länder, so Italien und Spanien, haben Stillpausen eingeführt, damit die Mütter ihre Kinder säugen können, auch wenn sie ihre Arbeitskraft verkaufen müssen. In 5 von 29 Fabriken macht das auch die österreichische Tabakregie. Gemeinden, besonders in Deutschland und Kantone der Schweiz, haben im eigenen Wirkungskreis Einrichtungen getroffen zum Wohle von Mutter und Kind. Entbindungsgeld, Stillprämien, unentgeltliche Kindermilch werden gegeben, um die Gesundheit von Mutter und Kind zu schützen.

Aber auch an die unehelichen Mütter denkt man in anderen Ländern. Norwegen, ein Land, wo Frauen das Wahlrecht haben und Abgeordnete werden können, wo ihre Stimmen mitentscheiden, wer Abgeordneter werden soll, bestimmt das Gesetz von 1909, daß die uneheliche Mutter vor der Geburt des Kindes eine höchstens dreimonatige, nach derselben eine höchstens sechswöchige Unterstützung zu bekommen hat. Behält die Mutter das Kind bei sich und stillt sie es, so kann die Unterstützung durch neun Monate gewährt werden. Die Gemeinde zahlt diese Beiträge der Mutter aus, die durch diese Unterstützung das Wahlrecht nicht verliert.

Das Wahlrecht verliert jedoch der Vater des unehelichen Kindes, wenn er sich weigert, der Gemeinde diese Auslagen zu ersetzen.

Alle anderen Frauen erhalten sechs Wochen hindurch die Wöchnerinnenunterstützung.

Was leistet Oesterreich an Mutterschutz? Die Arbeiterin bekommt durch vier Wochen nach der Niederkunft das übliche Krankengeld von den Krankenkassen. Der Staat selbst leistet gar nichts.

Das Gesetz aber, das endlich die Alters- und Invalidenversorgung bringen und die Krankenversicherung reformieren soll, kommt nicht vom Fleck, weil in Oesterreich, außer der Arbeiterin, niemand an Arbeiterfürsorge, an Arbeiterinnen- und Mutterschutz ein Interesse hat.

In der Gesetzesvorlage aber beantragt die Regierung nur die vierwöchige Unterstützung der Wöchnerinnen mit dem anderthalbfachen

Der erste Mai

Das Proletariat hat den ersten Mai zum Weltfeiertag erhoben. So gewaltig Neues dieser Beschluß schuf, so knüpfte er doch an alte Traditionen an. Der Maibeginn wurde von jeher in den verschiedensten Formen als das Fest der erwachenden Natur, als das Fest des Sieges des Frühlings über die rauhe Winterszeit gefeiert. Ja noch mehr: Der erste Mai war bereits vor mehr als tausend Jahren ein Fest der Auflehnung, ein Fest der Unterdrückten.

Und dieser Maifeier in grauer Vorzeit wurden vom größten deutschen Dichter, von Goethe, wunderbare Verse gewidmet in einer Zeit, wo noch niemand ahnen konnte, daß sein Gedicht noch einmal lebendigste Aktualität erhalten würde. In dieser ergreifenden Kantate „Die erste Walpurgisnacht“ finden wir eine wunderbare Schilderung des Konflikts, den wir bei jeder Maifeier wieder erleben, des Konflikts zwischen der Zaghaftigkeit, der Furcht der Kleinmütigen, die wegen der Gefahren vor der Feier zurückschrecken und dem Geist der trotzigigen Entschlossenheit, der alles einzusehen bereit ist.

Die Unterdrückten, deren Maifest Goethe besang, waren die Heiden, die stets von neuem sich gegen den ihnen mit Gewalt und List aufgezwungenen Christenglauben empörten. Die tapferen Germanen konnten es lange nicht fassen, daß der ruhmlose, schwache Mann, der den schimpflichen Tod am Kreuze erduldet, ihnen ein Vorbild, ihnen ein Gott sein sollte. Sie mußten sich der Macht der neuen Kirche beugen; aber in der Nacht zum ersten Mai feierten sie auf einsamen Höhen, in dichten Wäldern ihre alten Götter, unter denen sie freie Männer ge-

wesen. Wie oft mag da ein Schwur um Rache von Lippe zu Lippe gegangen sein, wie oft mag die Hand, die eben den Holzstoß zur Feier des Allvaters entzündet hat, sich zur Faust gegen die Unterdrücker geballt haben.

Solch ein nächtliches Maifest schildert uns Goethe. „Ein Druid“, ein Heidenpriester, beginnt:

Es lacht der Mai,
Der Wald ist frei
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee ist fort,
Am grünen Ort
Erschallen Lustgefänge.

Der Priester ruft dann das Volk auf die Höhen, zum alten, heiligen Brauch, Allvater dort zu loben:

Die Flamme lod're durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Aber keineswegs alle haben ohneweiters den Mut, das Fest zu feiern. „Einer aus dem Volke“ fällt ängstlich ein:

Könnt ihr so verwegen handeln?
Wollt ihr denn zum Tode wandeln?
Kennet ihr nicht die Befehle
Uns'rer harten Ueberwinder?
Ringgestellt sind ihre Rege,
Auf die Heiden, auf die Sünder.

Und ein „Chor von Weibern“ steht schon die schlimmsten Folgen der Auflehnung voraus; er schreit:

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten sie schon uns're Kinder.
Ach, die strengen Ueberwinder!
Und wir alle
Nahen uns gewissem Falle.

Doch der Priester läßt sich nicht einschüchtern, er mahnt:

Wer Opfer heut'
Zu bringen scheut,
Verdient erst seine Bande.
Der Wald ist frei,
Das Holz herbei
Und sichtet es zum Brande!

Die Mutigen behalten recht, die Feter findet statt. Ja, man verscheucht sogar die „christlichen Wächter“. Einer der Heiden schlägt vor:

Diese dumpfen Pfaffenchristen,
Laßt uns keck sie überlisten!
Mit dem Teufel, den sie fabeln,
Wollen wir sie selbst erschrecken.
Kommt! Mit Hacken und mit Gabeln
Und mit Blut und Klapperstöcken
Lärmen wir bei nächtlicher Weile
Durch die engen Felsenstrecken.
Kauz und Eule
Seul' in unser Rundgeheule!

Und so geschieht es. Die „christlichen Wächter“ wählen tatsächlich der Tapferkeit besseren Teil, indem sie angstvoll schreiten:

Welch' entsetzliches Getöse!
Laßt uns, laßt uns alle fliehen!
Oben flammt und faust der Böse,
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllenbroden.

Oben auf dem Berg aber sagt der Heidenpriester traurig:

So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich fingen!

Krankengeld. Vor der Entbindung kann die werdende Mutter vier Wochen Anspruch auf Krankengeld erheben, wenn sie die Arbeit einstellt. Sie kann, das Verbot der Arbeit wird aber nicht ausgesprochen.

Oesterreich ist also am weitesten zurück unter allen modernen Ländern. Auch an Mutterschutz wird nur soviel erreicht werden, als die Arbeiterschaft gegen die Regierung und gegen die arbeiterfeindlichen Parteien zu erzwingen vermögen wird. Die Botschaft vom Arbeiterfeiertag als Demonstration für Arbeiterschutz muß also besonders die Arbeiterinnen aufrütteln. Ihnen muß die Botschaft eine doppelt willkommene sein, weil sie ihnen als Arbeiterinnen und als Mütter die Befreiung verheißt. Und wie einst die Arbeiter für das Wahlrecht, so demonstrieren die Arbeiterinnen für ihre politische Gleichberechtigung.

Nach dem Frauentag der Maientag, der Tag des gesamten Proletariats. Er soll die Arbeiterinnen herausrufen aus den Werkstätten, in den Versammlungen sollen sie ihre Hände zum feierlichen Gelöbnis erheben, mitzukämpfen, dem Maientag entgegen, der den Arbeiterinnen die Ketten lösen soll, in welche sie der heutigetägigen Kapitalismus geschmiedet hat.

Das Fest der Natur

Von Wilhelm Hausenstein

Der Gott Pan war nach der Mythologie der Griechen der Sohn des Göttervaters Zeus und einer Nymphe. Er war der natürliche Sohn einer freien Neigung des obersten Weltwesens zu einem Weib von niedriger Göttlichkeit.

Darum war Pan ein Volksgott. Mit den niederen Göttern war das Volk vertraut wie mit seinesgleichen.

Das Volk liebt es, seinen Lieblingsgöttern derbe, selbst komische Züge zu geben. Auch dem Heiligen bringt das Volk gern seinen Sinn

Aber rasch findet er das Selbstvertrauen wieder:

Doch ist es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen.

Und wehevoll beschließt der „Chor der Druiden“ die Kantate:

Die Flamme reinigt sich vom Rauch:
So reinig' unsern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben!

Die Zeiten haben sich geändert. Ein Fest der Unterdrückten ist der erste Mai auch heute. Aber nicht nächstlicherweile, nicht zitternd und bebend vor den Feinden begehen wir unsere Maifeier, sondern entschlossen und trotzig im hellen Tageschein, im Angesichte unserer Gegner. Und auch die Flamme hat sich von allem Rauch gereinigt, sie weht vorwärts in die Kultur und nicht rückwärts in die Barbarei!

Die Sonne des ersten Mai, von der die Kantate verkündet

Dein Licht, wer kann es rauben!

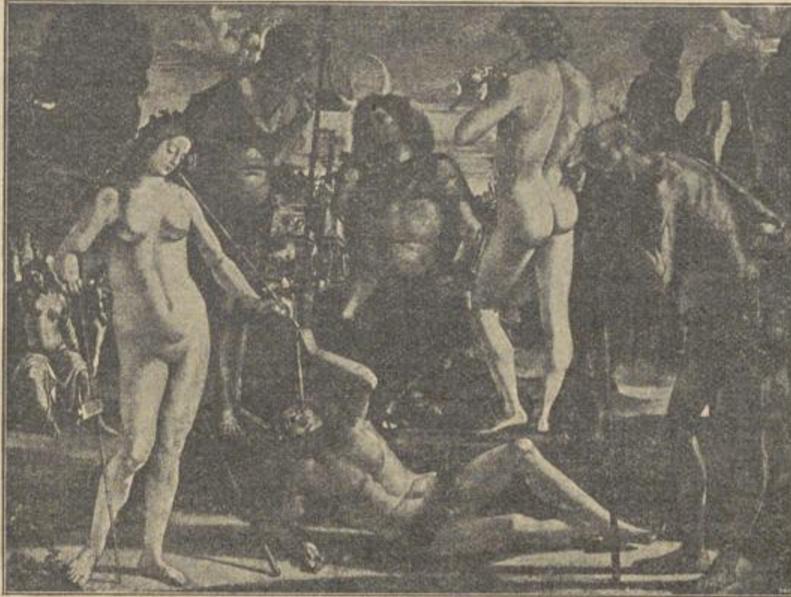
ist in hellem Glanze aufgeleuchtet. Heute steht die höhere Kultur hinter den Unterdrückten und ein zuverlässigeres Pfand des Sieges gibt es nicht.

Nicht zurück zu den Götzen der Vergangenheit, sondern hinweg über die Götzen der Gegenwart führt uns der Weg zu einer neuen Welt. Aber so verschieden auch die Ideale der Unterdrückten in den einzelnen Epochen gewesen sein mögen, eines galt doch für jeden Kampf, für jede Erhebung des Willens zur Tat:

Wer Opser heut'
Zu bringen scheut,
Verdient erst seine Bande.

für den Humor und für das Groteske entgegen. So gab die Volksphantase dem Gott Pan wohl Hörner, einen Bart, eine krumme Nase und Bocksfüße. Das Volk gab ihm auch einen volkstümlichen Beruf: der Gott Pan war ein Ziegenhirt.

Und scherzte Pan mit den Nymphen, blies er die Syrinx, die gestaffelte Flöte, die er — so sagte man — selber erfunden hatte, so glich er auch dann dem Volk: dem Volk der Hirten, die



Luca Signorelli: Pan als Gott der Natur und als Meister der Musik

mit den Mädchen scherzen und in der Abenddämmerung gerne, wie Lieblinge der Musen, auf der Hirtenflöte blasen.

Dies war Pan. Er besaß wie alte Schäfer auch die Gabe der Weisagung. Er war wie mancher Schäfer ein Philosoph. Wie mancher Schäfer liebte er es, über Mittag zu schlafen: Dann wagte niemand, die heiße Stille durch Pfeifenmusik oder Gespräch zu stören. Hatte Pan geruht, dann war er selber freilich zu närrischen Streichen aufgelegt: dann liebte er es, auf allerhand Art den Menschenkindern panischen Schrecken einzujagen. In der Schlacht von Marathon half er den demokratischen Athenern, indem er das Heer des feudalen Perserkönigs panisch erschreckte.

Späterhin verlor der Volksgott seine eigentümliche Bestimmtheit. Man wies auf seinen Namen hin und sagte, Pan bedeute das All. Er wurde zum Symbol der Natur. Sein Bild wurde verallgemeinert und — wenn man so will — veredelt. Aber er behielt das Zeichen seiner niedrigen, gleichsam ans Tierhafte, auch der göttlichen Zeugung, erinnernden Abkunft: er behielt die Bocksfüße. Und das wollte bedeuten, daß alles Dasein und alle Fortpflanzung auf der körperlichen Berührung der Wesen beruhe.

Im fünfzehnten Jahrhundert hat der italienische Maler Luca Signorelli einmal den Pan gemalt. Er malte ihn nicht mehr rein aus dem griechischen Volksglauben heraus. Er malte ihn aus erhabenerer Auffassung: er malte den Pan als den veredelten Gott der Natur — des herrlich erblühten Frühlings.

Allein, wiewohl der alte Volksgott da in einer geläuterten Auffassung erscheint, hat das Bild doch eine demokratische Geschichte.

Es heißt, Signorelli habe das Bild für den Palast des Lorenzo de' Medici gemalt. Die Medici waren von Haus aus unvornehm. Sie waren durch bürgerliche Erwerbsarbeit emporgekommen. Sie waren als Popolanen — das ist als Mitglieder der Volkspartei — im Kampf gegen die altfeudalen Grandi in Florenz emporgekommen. Salvestro de' Medici hatte um 1382 in die Verbannung gehen müssen, weil er den Umsturz des altflorentinischen Adelsregiments unternommen hatte. Cosimo de' Medici war als Mann des demokratischen Um-

sturzes, als Haupt der bürgerlichen Volkspartei aufgestiegen. Lorenzo der Prächtige, Cosimos Enkel, der Besteller des Panbildes, der erhabenste Bürger in Florenz, trieb bürgerliche Erwerbsgeschäfte und war so sehr Emporkömmling und Revolutionär, daß er sich nur im heftigen Klassenkampf gegen den weltlichen und geistlichen Feudaladel der Zeit behaupten konnte. Die Volkspartei von Florenz, deren Führer er war, hat einen hohen, geistlichen Feudalen, den Erzbischof Francesco Salviati von Pisa, einen Führer der adeligen Reaktionspartei, an einem Fensterkreuz des Rathauses von Florenz erhängt, weil Giuliano, der Bruder des Lorenzo, von der Reaktion ermordet worden war. Lorenzo selber aber und seine Anhänger wurden vom Schutzherrn der Reaktion, vom Papst gebannt.

In der Mitte dieser wilden Klassenkämpfe lebte das Kunstgefühl des Lorenzo de' Medici, des Bestellers des Panbildes.

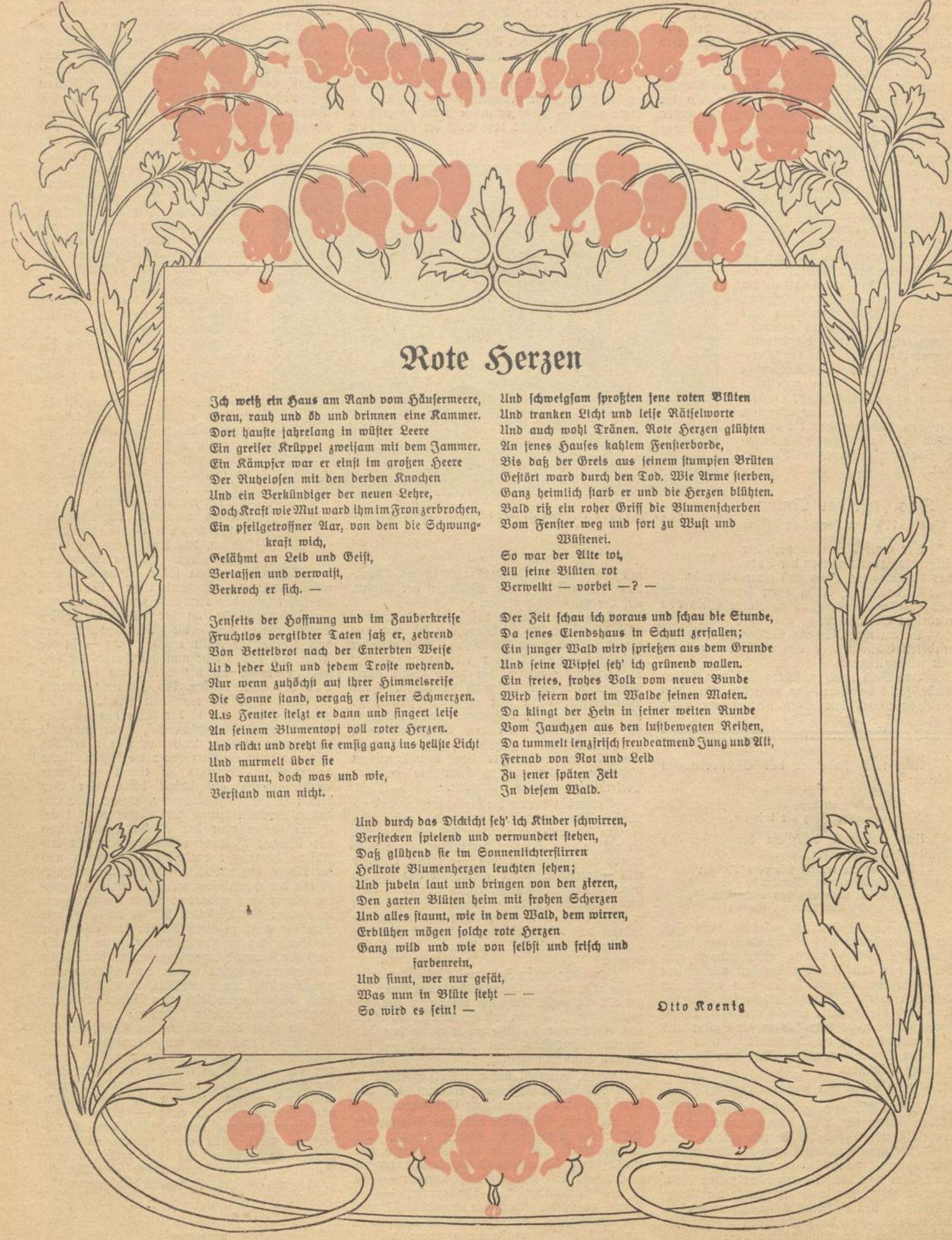
Doch nicht nur äußerlich gehörte dies Bild revolutionären Zusammenhängen an, sondern auch innerlich.

Dies Bild war revolutionär, weil es außerhalb der kirchlichen Kunstüberlieferungen entstand. Die Kunst war damals religiös. Revolutionäre Tat war es, ein Bild zu schaffen, das mit der Kirche nichts mehr zu tun hatte. Fast alle Bilder wurden damals in den Kirchen vereinigt. Revolutionäre Tat war es, ein Kunstwerk zu schaffen, das dem Haus eines revolutionären Emporkömmlings

zum Schmuck gereichen sollte. Dies Bild war revolutionär als Symbol einer Weltlichkeit, die sich erhob, das Kirchliche umzustürzen.

An der Stelle, an der früher die heilige Dreifaltigkeit oder die Muttergottes mit dem Kinde dargestellt worden war — in der Mitte des Bildes war nun der Genius der entfesselten Natur. An der Stelle, wo sonst das Bild des Bekreuzigten, des Schmerzensmannes zu sehen war, da war nun das Bild eines heiteren Gottes, der in der Fülle des Fleisches prangt, alles Natürlichen sich freut und die dämmernde wohlige Luft mit Musik erfüllen läßt, wo sonst ein Sterbender die letzten Worte namenlosen Schmerzes zu einem zerrissenen Wolkenhimmel aufgeschickt hatte. Um Pan herum stehen nicht klagende, gramgefüllte Gestalten, sondern Hirten und Nymphen, die auf Flöten blasen oder der Musik zuhören und mit lässigen Haltungen des Körpers ein Gefühl vollkommener Einheit des Menschen und der Natur auszudrücken scheinen. Der Mensch ist mit der mannbaren, weltersfüllenden, klingenden Natur eins geworden. Ohne Hemmungen, in nackter Glückseligkeit lebt er dahin — wie Pan, der nahbare Gott, der für die Hirten, für die Geringsten im Volke ihresgleichen ist. Wo sonst die Körper heiliger Figuren mit künstlichen Gewändern verhüllt waren, da erscheinen nun unheilige Figuren unverhüllt. Und ist die Andacht dieses unvergleichlichen Bildes nicht ein wundervoller religiöser Hymnus?

So steht dies Bild in der Geschichte. So ergreift es noch uns mit lebendigem Wert. Und es würde uns auch dann ergreifen, wenn wir gar nicht wissen würden, wie es im Lauf der Geschichte einmal in einem ganz besonderen Maß revolutionär gewesen ist. Das macht: alles Revolutionäre ist ewig — ist weit über die engen Grenzen des Geschichtlichen hinaus derselbe Geist. Mit einer selbstverständlichen Sympathie grüßen sich die revolutionären Empfindungen der Jahrhunderte — grüßt ein prächtiger Mai der Menschheit den andern.



Rote Herzen

Ich weiß ein Haus am Rand vom Häusermeere,
Gran, rauh und öd und drinnen eine Kammer.
Dort hauste jahrelang in wüster Leere
Ein greiser Krüppel zweisam mit dem Jammer.
Ein Kämpfer war er einst im großen Heere
Der Ruhelosen mit den derben Knochen
Und ein Verkündiger der neuen Lehre,
Doch Kraft wie Mut ward ihm im Fron zerbrochen,
Ein pfeilgetroffener Nar, von dem die Schwung-
kraft wich,
Gelähmt an Leib und Geist,
Verlassen und verwaist,
Verkröcht er sich. —

Jenseits der Hoffnung und im Zauberkreise
Fruchtlos vergilbter Faten sah er, zehrend
Von Bettelbrot nach der Enterbten Weise
Und jeder Lust und jedem Troste wehrend.
Nur wenn zühdchst auf ihrer Himmelsreise
Die Sonne stand, vergaß er seiner Schmerzen.
Was Fenster stelzt er dann und fingert leise
An seinem Blumentopf voll roter Herzen.
Und rückt und dreht sie emsig ganz ins hellste Licht
Und murmelt über sie
Und raunt, doch was und wie,
Verstand man nicht.

Und durch das Dickicht seh' ich Kinder schwirren,
Verstecken spielend und verwundert stehen,
Daß glühend sie im Sonnenlichterflirren
Hellrote Blumenherzen leuchten sehen;
Und jubeln laut und bringen von den zieren,
Den zarten Blüten heim mit frohen Scherzen
Und alles staunt, wie in dem Wald, dem wirren,
Erblihen mögen solche rote Herzen
Ganz wild und wie von selbst und frisch und
farbenrein,
Und sinnt, wer nur gesät,
Was nun in Blüte steht — —
So wird es sein! —

Und schweigsam sproßten jene roten Blüten
Und tranken Licht und leise Rätselworte
Und auch wohl Tränen. Rote Herzen glühten
An jenes Hauses kahlem Fensterborde,
Bis daß der Greis aus seinem stumpfen Brillen
Gestört ward durch den Tod. Wie Arme sterben,
Ganz heimlich starb er und die Herzen blühten.
Bald riß ein roher Griff die Blumenscherben
Vom Fenster weg und fort zu Wust und
Wüstenei.

So war der Alte tot,
All seine Blüten rot
Verwelkt — vorbei — ? —

Der Zeit schau ich voraus und schau die Stunde,
Da jenes Elendshaus in Schutt zerfallen;
Ein junger Wald wird spritzen aus dem Grunde
Und seine Wipfel seh' ich grünend wallen.
Ein freies, frohes Volk vom neuen Bunde
Wird feiern dort im Walde seinen Maian.
Da klingt der Heim in seiner weiten Runde
Vom Jauchzen aus den luftbewegten Reihen,
Da tummelt lenzfrisch freudeatmend Jung und Alt,
Fernab von Not und Leid
Zu jener späten Zeit
In diesem Wald.

Otto Roentig